

Wissen

Weniger Hausbesuche – ein Risiko

Medizinische Versorgung Obwohl die Zahl betagter Menschen zunimmt, gehen Schweizer Ärztinnen und Ärzte immer seltener zu ihnen nach Hause. Fachleuten bereitet die Entwicklung Sorge. Sie befürchten, dass Krankheiten zu spät erkannt und behandelt werden.

Felix Straumann

Man will sich ja eigentlich nichts anmerken lassen. Allerdings, ganz ohne Vorbereitung ist das nicht so einfach: Die Füsse sind leicht geschwollen und bis zu den Waden fleckig in verschiedenen Schattierungen von Weiss über Violett bis Braun. Hausarzt Oliver Senn hingegen ist begeistert: «Die Schwellung hat stark abgenommen, und auch die Haut sieht definitiv viel besser aus», sagt er nicht ohne Stolz über seinen Behandlungserfolg und belegt diesen auch gleich mit Fotos. Tatsächlich: Es ist nicht lange her, da waren die Füsse offen, eitrig, voller Wundschorf. «Noch vor zwei Wochen konnte der Patient kaum gehen.»

Gut gelaunt und mit wachem Blick sitzt Walter Bussohn mit seiner Frau Lotty am Wohnzimmermisch im dritten Stock eines Altbaus in Zürich-Hottingen. Spannteppich, Sichtbalken, auf einem Regal Zinnteller und Porzellangefässe, durch die Fenster strahlt die Septembersonne. Der 86-Jährige lobt seinen Arzt, der ihn seit über zehn Jahren betreut: «Ich bin sehr froh, dass er mich auch zu Hause untersucht, wenn es sein muss.»

Gesundheitszustand der Patienten stabilisieren

Das ist heute keine Selbstverständlichkeit mehr. Obwohl es immer mehr gebrechliche und betagte Patientinnen und Patienten gibt, befindet sich die Zahl der Hausbesuche seit Jahren im Sinkflug. Eine unlängst veröffentlichte Studie im Fachblatt «Swiss Medical Weekly» liefert dazu die aktuellsten Zahlen: Von 2014 bis 2018 sind demnach bei Patientinnen und Patienten ab 65 die Hausbesuche in der Schweiz um mehr als ein Achtel zurückgegangen. Vor zweieinhalb Jahren belegte eine Studie im gleichen Journal für den Kanton Waadt eine Abnahme um 40 Prozent in den Jahren 2006 bis 2015. Ein ähnlicher Trend lässt sich auch in anderen westlichen Ländern beobachten.

Fachleuten bereitet die Entwicklung Sorge. Auch Oliver Senn, der die Studie mitverfasst hat und neben seiner Praxistätigkeit auch am Institut für Hausarztmedizin der Universität Zürich tätig ist: «Hausbesuche helfen, den Gesundheitszustand der meist betagten Patienten zu stabilisieren, und verhindern Spitalerlieferungen.» Nicht zuletzt liessen sich dadurch Kosten sparen.

Wie bei Walter Bussohn. Auch wenn man es dem Patienten nicht unbedingt anmerkt: Er ist wie viele Menschen in seinem Alter sogenannt multimorbid, das heisst, er leidet gleichzeitig an mehreren Krankheiten, was die Therapie kompliziert macht. So führt seine Herzschwäche zu belastenden Einlagerungen von Wasser in Lungen und Beinen, was wiederum sein langjähriges Hautleiden an den Füessen verschlimmert. Die entwässernden Medikamente, die er deswegen schlucken muss, belasten jedoch seine Nieren. Hinzu kommt: Jedes Mal, wenn Walter Bussohn ins Spital muss, geben Fachärzte ihm neue, teils widersprechen-



Hausarzt Oliver Senn misst bei seinem Patienten Walter Bussohn den Blutdruck. Foto: Dominique Meienberg

«Ich bin sehr froh, dass er mich auch zu Hause untersucht, wenn es sein muss.»

Walter Bussohn
86-jähriger Patient

de Therapieanweisungen. «Wir versuchen nun, einen Mittelweg zu finden», sagt Hausarzt Senn. Das Ziel ist, das Medikament so zu dosieren, dass sich möglichst wenig Wasser einlagert, ohne dabei die Nieren zu überlasten.

Gleichzeitig betrachtet es Senn als seine Aufgabe, den Patienten möglichst vor Eingriffen mit unklarem Nutzen zu schützen. Nachdem Walter Bussohn an einem Wochenende mit einem Verdacht auf Streifung ins Spital eingeliefert worden war, empfahl ein Neurologe einen sogenannten Vorhofohrverschluss im Herzen, da dies unter Umständen weitere Ereignisse verhindern kann. «Der Verdacht auf Streifung

hat sich beim Patienten allerdings gar nicht bestätigt, und er nimmt zudem bereits präventiv blutverdünnende Medikamente», sagt Senn dazu. «Nach gemeinsamer Abwägung der Vor- und Nachteile sind wir zum Schluss gekommen, dass der Eingriff mit mehreren Voruntersuchungen derzeit zu belastend wäre und wohl keinen Nutzen hätte.»

«Die Rahmenbedingungen haben sich verschlechtert»

Den Rückgang bei den Hausbesuchen findet auch Stefan Neuner-Jehle vom Institut für Hausarztmedizin der Universität Zürich problematisch. «Diagnosen werden dadurch oft verschleppt, und schlecht oder zu spät behandelte Krankheiten führen zu vermehrten Spitalerlieferungen», erklärt der Erstautor der aktuellen Studie.

Der Grund für die Entwicklung liegt für Neuner-Jehle auf der Hand: «Die Rahmenbedingungen für Grundversorger haben sich in den letzten 15 Jahren verschlechtert.» Wie bei vielen anderen allgemeinmedizinischen Leistungen würden Hausbesuche trotz steigenden Kosten seit 20 Jahren zum gleichen Tarif vergütet. Und weil die Praxen ihre Produktivität deswegen steigern müssten, sinke auch die Zeit pro Patient. Für Oliver Senn steht der Faktor Zeit bei Hausbesuchen ebenfalls im Vordergrund: «Ich könnte mit derselben Zeitinvestition in der Praxis je nach Komplexität drei bis sechs Patienten beurteilen oder behandeln.»

Allerdings dürfte zusätzlich auch eine positive Entwicklung hinter der Abnahme stecken. So wurde die Pflege zu Hause über die Jahre ausgebaut und die Kompetenzen der Pflegenden gestärkt. Die Weiterführung dieser Entwicklung dürfte neben einer besseren Vergütung der Hausbesuche auch der Ausweg aus der drohenden Unterversorgung sein. Die Pflegefachkräfte könnten künftig noch autonomer agieren und nur bei Bedarf den Arzt beiziehen. «Das ist meiner Ansicht nach das Modell für die Zukunft», sagt Senn.

Der Schwund setzt sich fort

Einen Rückgang der Hausbesuche beobachten Fachleute schon länger. Aktuelle Daten aus der Schweiz bestätigen nun, dass der Schwund sich fortsetzt. Ein Team um Stefan Neuner-Jehle und Oliver Senn vom Hausarzt-Institut der Universität Zürich analysierte im Fachblatt «Swiss Medical Weekly» die Daten im Zeitraum von 2014 bis 2018 von 340'000 Patientinnen und Patienten im Alter ab 65 Jahren, die bei der Helsana versichert sind.

Der Anteil derjenigen mit mindestens einem Hausbesuch pro Jahr sank in diesem Zeitraum um ein Achtel von 10,7 Prozent auf 9,3 Prozent. Bei der Altersgruppe ab 80 war jeder vierte Kontakt mit einem Arzt ein Hausbesuch. Auch hier kam es zu einem ähnlich starken Rückgang, von 26 Prozent auf 23 Prozent. Einzig bei Bewohnerinnen und Bewohnern von

Bei Walter Bussohn spielt die Pflege ebenfalls eine elementare Rolle. Jeden Vormittag schauen Roland Blumenhofen von der Spitex Zürich Limmat oder eine Vertretung vorbei. Die Pflegefachperson legt dann einen Stützverband an den Beinen an, damit sich nicht dort alles Wasser sammelt. Zudem misst sie den Blutdruck, macht ein Foto von den Füessen und kontrolliert das Gewicht. Auf diese Weise lässt sich einfach feststellen, ob wieder mehr Wasser ins Gewebe eingelagert wurde oder

die Dosierung des Medikaments ausreicht. Die Angaben werden jeweils an Hausarzt Senn übermittelt, der dann je nach Bedarf alle paar Wochen vorbeikommt, um den Verlauf zu kontrollieren und das weitere Vorgehen zu besprechen.

Verordnete Schmerzmittel rechtzeitig wieder absetzen

Eine enge Zusammenarbeit zwischen Hausärztin oder Hausarzt und Spitex sei unumgänglich, betont Blumenhofen. Leider sei das nicht bei allen Grundversorgern der Fall. «Gerade bei multimorbiden Patienten wäre es wichtig, dass die Hausärztin oder der Hausarzt die Führung übernimmt und den Überblick behält.» Nach Spitalaufenthalt gelte es zudem, verordnete Medikamente wie Schmerzmittel rechtzeitig wieder abzusetzen oder empfohlene Behandlungen auch zu initiieren.

Zum Beispiel ein Stützverband wie bei Walter Bussohn. «Dieser ist sehr effektiv und wird bei solchen Patienten nach einem Spitalaustritt meistens empfohlen», sagt Oliver Senn. «Doch so banal die Behandlung eigentlich ist, es muss jemand dafür sorgen, dass diese Verbände täglich gemacht werden.» Patient Walter Bussohn war zuerst skeptisch und musste erst von der Behandlung überzeugt werden. Doch es hat sich gelohnt. «Das Gehen ist jetzt deutlich weniger schmerzhaft», sagt der 86-Jährige. «Ich fühle mich nur noch etwas eingeschränkt, aber nicht krank.»

Pflegeheimen war die Abnahme moderater (von 69 Prozent auf 66 Prozent).

Anfang 2019 kam eine Studie von Medizinern um Nicolas Senn von der Universität Lausanne bei 600 Ärzten aus dem Kanton Waadt zum Schluss, dass diese von 2006 bis 2015 rund 40 Prozent weniger oft auf Hausbesuch gingen. Anhand der gleichen Daten stellten die Mediziner zwei Jahre später ebenfalls im Fachblatt «Swiss Medical Weekly» fest, dass zwei Drittel der Hausbesuche Routinebesuche waren, wo ausser der körperlichen Untersuchung keine zusätzlichen Abklärungen notwendig waren. Notfallbesuche nachts oder tagsüber waren hingegen selten. Für die Autoren ein Hinweis darauf, dass ein Teil dieser Tätigkeit noch mehr an andere Gesundheitsberufe delegiert werden könnte. (fes)